



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Anders, Fritz: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben : dritte Reihe : 1.  
Ein Stadtjubiläum

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sich gegen diese Art von Reform mit Händen und Füßen wehren. Denn es ist nicht leicht, sich ohne weiteres einen andern Beruf zu wählen, nachdem der, dem man sich bisher gewidmet hat, durch längeres Rückwärtsreformieren schließlich zu Tode reformiert worden ist. Aber sie können ganz ruhig sein. Die Kunst wird nicht vom Schreibtisch der Gelehrten und auch nicht in den Nachtcafés unsrer Großstädte und noch weniger beim Glase Absinth auf den Pariser Boulevards gemacht. Sie wird vielmehr gemacht von gesunden, lebenskräftigen und normalempfindenden Menschen. Und sie entwickelt sich nicht auf Grund der archaisierenden Schrullen einiger Kunstgelehrten, sondern kraft der ihr innewohnenden Geseze, die sich aus ihrer Technik und aus ihrer historischen Entwicklung ergeben.

Was nun die Geschichte des Holzschnitts betrifft, so zeigt sie zweierlei mit voller Deutlichkeit, nämlich erstens, daß der Schwerpunkt der historischen Entwicklung dieser Technik nicht in der Illustration, sondern im Einzelblatt liegt, und zweitens, daß der Holzschnitt von Anfang an Ersatz für die Malerei gewesen ist und deshalb von jeher danach gestrebt hat, die Wirkungen der Malerei, soweit es seine jeweilige Technik erlaubte, nachzuahmen. Das wird allerdings denen, die den dekorativen Charakter des alten Holzschnitts immer so sehr betonen und ihn dem modernen Holzschnitt gewissermaßen als ein Ideal vor Augen halten, sehr sonderbar vorkommen, läßt sich aber dennoch leicht nachweisen.

(Schluß folgt)



## Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

### 1. Ein Stadtjubiläum



er Umstand, daß sich der Herr Oberprediger an einem heißen Sommermittage, um den Fliegen seines Wohnzimmers zu entgehn, in die Sakristei setzte und in alten Schriften blätterte, war für die amtliche und außeramtliche Thätigkeit der Leiter unsers freundlichen Städtchens von „ungeahnter“ Bedeutung. Denn bei dieser Gelegenheit fiel dem Herrn Oberprediger ein Pergamentstreifen in die Hände, auf dem zu lesen war: Ek Diderik van Nemen bekenne vor mek ande myn eliken huswrowen, dat we hebben ghegheben den Pevelern to Twybecken dat bleek van unsem hove bynnen Smaltleve achter Hannsen Emmern syn swynstal to eyner dechnisse . . . Hier war der Streifen abgeschnitten, doch las man auf der Rück-

seite: ghegheben na goddes bort dusent jar drehundert jar in den achte und negentigesten jare in sante Marien Magdelenen avende. Der Herr Oberprediger erkannte mit dem ihm eignen Scharfblick den eminenten Wert dieser Urkunde, denn hier wurde der Name unsrer Stadt Schmalzleben und das Datum 1398 genannt. Die älteste bis jetzt bekannte Jahreszahl stand auf einem Steine, der von der Siechenkapelle stammte und jetzt in einem Winkel des Ratsarchivs aufbewahrt wurde. Diese Zahl wies aber auf das Ende des folgenden Jahrhunderts. Hier war nun die Jahreszahl 1398 urkundlich festgestellt.

Der Herr Oberprediger löste den Streifen, der als Rücken einer alten Hebeliste gedient hatte, los und nahm ihn mit in den Bürgergarten, wo sich die Honoratioren der Stadt beim Bier zu versammeln pflegten. Der Fund erregte das größte Aufsehen und gab Anlaß zu eingehenden historischen Erörterungen, bei denen festgestellt wurde, daß es noch vor einigen Jahrzehnten einen alten Andreas Emmer gegeben habe, und daß die Stelle zwischen der alten Stadtmauer und dem Siechenhofe noch heute im Volksmunde „hinter den Schweineställen“ genannt werde. Die Urkunde war also unanfechtbar. Der Herr Bürgermeister hatte sich an der Diskussion nicht beteiligt, sondern war seinen eignen Gedanken nachgegangen, nun aber sezte er tief auf und sprach: Meine Herren, Sie ahnen nicht, von wie großer Bedeutung der Fund des Herrn Oberpredigers ist. Er giebt uns Anlaß, ein Jubiläum zu feiern, das Fest des fünfhundertjährigen Bestehens unsrer Stadt.

Man sah sich mit etwas zweifelnden Blicken an. Die Stadt war doch sicher älter als Hanns Emmern syn Swynstall; aber der Herr Bürgermeister wies nach, daß alle Städtejubiläen auf ähnlichen Nachrichten gefußt haben wie vorliegendes Dokument, und daß, wenn später ein noch älteres Dokument bekannt werden sollte, nichts im Wege stehe, das Jubiläum zu wiederholen. Dieser letzte Grund leuchtete ein, und die Versammlung machte sich mit dem Gedanken vertraut, im Jahre 1898 ein „noch nie dagewesenes“ Fest zu feiern.

Ein guter Gedanke ist wie ein Samenkorn, das gepflanzt wird. Ein solches Korn bedarf zum Aufgehn auch eines guten Bodens. Und dieser war für den Gedanken des Herrn Bürgermeisters vorhanden. Schmalzleben ist eine aufstrebende Stadt. Sind doch in den letzten zehn Jahren nicht weniger als drei neue Häuser am Marktplatz entstanden. Die Reihe von Scheunen, die sonst den Eingang zur Stadt verunzierten, ist weggebrochen worden. Sogar einen Fabrikshornstein weist unsre Stadt auf. Und regsam ist unsre Bürgerschaft, das muß man sagen. Wenn es irgend ein Unternehmen gilt, einen Gedenktag oder ein Vergnügen, so zeigt sich der städtische Gemeinssinn. Keiner bleibt zurück. Ja, wer für eine solche wirklich gute Sache an den Opfersinn der Bürgerschaft appelliert, kann gewiß sein, nicht im Stiche gelassen zu werden.

Unser Herr Bürgermeister erfreut sich wegen seiner jovialen Art und seiner Fertigkeit, jeder Sache ihre feuchte Seite abzugewinnen, einer ungewöhnlichen Beliebtheit. Selbst die Herren Stadtverordneten schlagen ihm so leicht nichts ab. Wir sind stolz auf unsern Herrn Bürgermeister. Seit er das Szepter führt, und seit die Stadt durch die Sekundärbahn mit der Hauptisenbahnstrecke verbunden ist, hat sich der Handelsumsatz der Stadt, zum Beispiel ihr Bierkonsum, sichtlich gehoben. Auch die Kommunalsteuern haben sich vermehrt, aber das gehört zu einer aufstrebenden Stadt, und dafür haben wir auch neues Pflaster, neue Laternen und einen uniformierten Polizeidiener erhalten. Und schließlich, Geld ist ja da. Wenn jetzt der Herr Bürgermeister ein Stadtjubiläum plante, durch das die aufstrebende Stadt verherrlicht, und wodurch den Handwerkern, Kaufleuten und Wirten Ber-

dienst zugewiesen wurde, so konnte er sicher sein, die freudige Zustimmung der Bürgerschaft zu finden.

Nicht weniger beliebt ist der Herr Oberprediger. Das ist keiner von den Schwarzröcken, die immer nur von Sünde reden und keinem ein Vergnügen gönnen; er ist ein moderner Prediger, der auf der Höhe der Zeit steht. Als Prediger leistet er nichts hervorragendes. Aber der Herr Oberprediger legt auch auf die Predigt weniger Gewicht als auf die Pflege christlicher Vereine und christlicher Vergnügen. Und in der That versteht er es auch, seinen Männerverein, Jünglingsverein und Jungfrauenverein durch immer neue und fesselnde, besonders dramatische Veranstaltungen beisammenzuhalten. Deshalb erfreut er sich in der Stadt einer wohlverdienten Beliebtheit. Man hatte beabsichtigt, den Herrn Oberprediger auch in das Vergnügungskomitee des Casinos zu wählen. Er muß das aber übel genommen haben, denn er hat die Wahl schroff abgelehnt.

Wir dürfen auch nicht unsere Künstler vergessen, Herrn Malermeister Giesecke, Herrn Tischlermeister Knauff und Herrn Schneidermeister Krickel. Herr Giesecke ist ein wirklicher Künstler in allem, was Farbe heißt. Was ihm Spaß macht, das betreibt er mit unermüdlichem Eifer, wie das so Künstlerart ist, die Anstreicherei kommt dabei freilich zu kurz. Herr Knauff dagegen besitzt sämtliche Bände des Kunst- und Gewerbeblattes und kann über alle Stile reden. Seine „Motive“ sind großartig, und seine „stilvollen“ Möbel sollen selbst von dem Herrn Grafen in Kastenbeck gerühmt worden sein. Da er auch Tapezierarbeiten ausführt und einige Ballen von grünem, braunem und rotem Futterlattun und ein paar Dugend Fahnen in Phantasiafarben besitzt, so ist er bei allen festlichen Veranstaltungen höchst unentbehrlich. Und der Herr Schneidermeister Krickel ist auf der Bühne von unübertrefflicher Würde. Wenn er als Kaiser oder König seine Getreuen um sich versammelt, oder sie gnädig entläßt, diese Handbewegung, diese Haltung — großartig! wirklich großartig! Auch in Musik leisten unsre Damen hervorragendes. Doch es würde zu weit führen, alle Kräfte, die wir in Schmalzleben haben, aufzuzählen. Leider fehlt uns ein Dichter. Da es nun klar ist, daß zu einem Jubiläum auch gedichtet werden muß, so war dies ein empfindlicher Mangel.

Natürlich trat zur Vorbereitung des Jubiläums ein Komitee zusammen, das aus den Spitzen der Stadt bestand, sich in zwangloser Form im Bürgergarten versammelte, Bier trank und sich über das Jubiläum unter Wahrung der „weitesten Gesichtspunkte“ unterhielt. Darüber kam die Sache nicht vorwärts. Man hatte ja aber auch noch viel Zeit. Das Jubiläumsjahr kam heran, und es war nichts geschahn, als daß man darin einig war, es müsse etwas geschahn. Der Herr Oberprediger hatte im Kirchenarchiv und Stadtarchiv nach alten Nachrichten geforscht, aber nichts gefunden; begreiflicherweise, denn die städtischen alten Akten, Schöppenbücher und Rechnungen, waren vom alten Bürgermeister Hennebein — die ältesten Leute erinnerten sich dessen noch — zu Wurstpapier verkauft worden, und die kirchlichen Nachrichten reichten nicht über den Anfang des Dreißigjährigen Krieges hinaus, und was will das bei einem fünfhundertjährigen Jubiläum sagen. Dagegen fand er in einer Zeitschrift den Abdruck eines Achtrießs Kaiser Wenzels von Böhmen wider „Halberstat, Quedlingenburg und Aschersleyben und gegen Herman von Akenburg, Hansen von Peyn und Gebharten von Hohme“ vom 19. März 1389, worin die genannten Städte und Personen aus dem Frieden genommen und jeder Schandthat straflos preisgegeben wurden, wohingegen alle Ehrenmänner aufgefordert wurden, dem Landgrafen Sygijost zu dem Leutenberg zu Dienst und Willen zu sein. Da nun Schmalzleben im Bezirke dieser Städte

liegt, so konnte angenommen werden, daß es von der Achterklärung mitgetroffen war, oder es konnte angenommen werden, daß die Stadt dem König Wenzel Treue und Gehorsam erwiesen hatte, oder es konnte angenommen werden, daß Schmalzleben durch bedeutende Dienste, die es beiden Parteien erwiesen hatte, zum Frieden und zur Versöhnung geholfen habe. Jedenfalls lag hier ein ausgezeichnetes dramatischer Stoff vor, der sich zu einem Festspiel eignen mußte. Kaiser Wenzel, der Bischof von Halberstadt, Gebhard von Hoyne, Sigost von Leutenberg, Diderik von Nemen und Hansen Emmern und syn Swynstal boten ein reiches Material, aus dem ein Dichter ein vaterländisch-historisches Festspiel aufbauen konnte. Aber wo war dieser Dichter? Der Herr Oberprediger war zu bescheiden, um an sich zu denken, und der Herr Rektor, der sich mit Feuereifer an die Arbeit machte, brachte nichts fertig als eine Seeschlange, eine Epistel, in der etliche Beteiligte ein Kapitel Geschichte mit verteilten Rollen auf sagten. Diese Seeschlange war nicht zu brauchen, was den Herrn Rektor sehr verdroß.

Meine Herren, sagte der Herr Bürgermeister zu dem rastlosen Komitee, seien Sie unbesorgt. In Berlin laufen die Dichter herum wie die Hammel. Wir bieten so einem dreihundert Mark, so schreibt er uns, was wir nur haben wollen.

Meinen Sie, Herr Bürgermeister?

Natürlich meine ich. Was andre können, das kann Schmalzleben auch. Und Geld ist ja da.

Ja, Geld ist da.

Richtig, es dauerte nicht lange, so hatte der Herr Bürgermeister einen Dichter eingefangen, einen Doktor Felix Mandelstein, der für dreihundert Mark ein Festspiel schreiben wollte, denn bar Geld lacht, und ein Drama auf die Bühne zu bringen, lacht auch. Dieser Dichter kam denn auch eines Tags an, um Ortsstudien zu machen und sich in das „Milieu“ zu versetzen, und quartierte sich beim Herrn Oberprediger ein. Bald darauf konnte man ihn in nachdenklicher Haltung, den Bleistift ans Kinn gedrückt, auf dem Kirchplatze, dem breiten Wege und auf der alten Stadtmauer „hinter den Schweinställen“ stehn sehen. Dies machte auf die Bürgerschaft tiefen Eindruck, und man flüsterte sich bedeutungsvoll zu, daß jezt große Dinge im Werke seien. Als der Dichter nun auch in die Sakristei, wo ja der bewußte Streifen gefunden war, trat, schauten ein Duzend neugierige Kinder durch die Eisengitter des Fensters; aber man konnte nichts weiter erblicken als den Dichter in nachdenklicher Haltung, den Bleistift ans Kinn gedrückt.

So wertvoll nun auch der vorliegende geschichtliche Stoff war, er wollte doch für ein dreiaktiges Drama nicht ausreichen. Und so reiste Doktor Mandelstein nach Halberstadt, um dort seine Studien fortzusetzen, was er auch mit glänzendem Erfolge that. Denn er fand in dem Urkundenbuche dieser Stadt, noch dazu sauber gedruckt, folgende wertvolle Urkunden. Erstens: Eine Schrift des Domkapitels und anderer kirchlicher Körperschaften vom 25. September 1386, in der der Bischof Albrecht zur Schlichtung einer Streitigkeit mit dem Magistrate zu Halberstadt angerufen wurde umme Dannele, dat de ut de boreh (d. h. der Domsfreiheit) genommen is, vortmer umme Hanse van Düssem, de ut eym closterhove to sente Paule ghenommen is, unde ein wertlik gherichte da gheheghet is, wodurch das Recht der Geistlichkeit, eignes Gericht auf ihrem Besiz zu halten, geschädigt worden sei. Zweitens das Urteil des Bischofs vom 18. Oktober 1386, das natürlich gegen die Stadt ausfiel, und drittens ein Protest der Bürgerschaft wider dieses Urteil, worin gesagt wird, wenn die Geistlichkeit in der Burg Leute aufnehme, die von da aus der Stadt Schaden thäten, so hole man die Übeltäter, wo sie auch seien.

Und was Hans van Düssem angehe, so sei es gar kein Klosterhof, sondern ein Stück öffentlicher Straße gewesen, wo er gefaßt worden sei. Dieser Protest wird den befreundeten Städten mitgeteilt. Von hier aus bedarf es nur noch eines Schrittes, um zu dem Achtbriefe König Wenzels zu kommen, worin steht, daß die Städte sich auch einem königlichen Gerichte nicht gefügt hätten. Die Domherren hatten sich also vermutlich an den König gewandt, nachdem auch das Interdikt nicht gefruchtet hatte. Dieser hatte die Städte vor Gericht gefordert, man hatte diese Ladung mißachtet, und so war die Acht ausgesprochen worden.

Nachdem nun Herr Doktor Felix Mandelstein noch den Hühwald aufgesucht und sinnend, den Bleistift ans Kinn gedrückt, in das dunkle Loch geschaut hatte, das dort im Felsen zu finden ist und den Namen Dannehlshöhle trägt, lehrte er nach Schmalzeben zurück, um unter der Wirkung der frischen Eindrücke und an Ort und Stelle das Drama zu entwerfen.

Er hatte noch schwierige Aufgaben zu lösen. Denn was er gefunden hatte, war doch Halberstädter, nicht Schmalzeber Geschichte, und es kam nun darauf an, die Verbindungslinien zwischen beiden zu ziehen. Aber es ist auch wunderbar, wie unter den Händen eines „gottbegnadeten“ Dichters das Widerstrebende willig, das Unklare klar und das Widersinnige folgerichtig wird. Unser Dichter formte seinen Stoff, seine Personen und Thatsachen, wie wenn sie von Wachs gewesen wären. So entstand ein Drama folgenden Inhalts: Erster Akt. Der Rat von Schmalzeben hält Sitzung. Klage über die Unsicherheit der Wege, besonders über Dannehl und Hans von Düssem, die einen Schmalzeber Kaufmann niedergeworfen und beraubt hatten. Man konnte der Räuber nicht habhaft werden, da sie sich in geistlichen Schutz zu flüchten pflegten. Ein Bote von Halberstadt erscheint, verkündet den Streit der Halberstädter mit ihrem Bischof und fordert zu einem Bündnis der befreundeten Städte zur Wahrung städtischer Rechte und städtischer Gerichtsbarkeit auf. Sogleich entbrennt ein Streit der Schmalzeber Ratsherren unter einander, von denen die einen auf die städtische, die andern auf die bischöfliche Seite treten. Besonders stehen sich gegenüber Dietrich van Nemen, der Bürgermeister und Hünze von Harsleve, ein Verwandter des Abtes von Twybeck. Es giebt einen heftigen Zusammenstoß und tödliche Verfeindung. Natürlich ist Dietrich van Nemen der Vater seiner Tochter Brigitte, und Hans von Harsleben der Vater seines Sohns Rolf, und ebenso natürlich stehen beide jungen Leute in einem zärtlichen Verhältnis; es ist also Gelegenheit gegeben, die jungen Leute in die Tinte zu bringen. Dies geschieht im zweiten Akte in gründlicher Weise. Hünze von Harsleve sagt sich von seinem Sohne, der zur Bürgerpartei hält, los und schließt sich der Gesandtschaft an, die beim Kaiser klagbar wird, und Dietrich van Nemen erlebt den Schmerz, daß seine Tochter von Dannele gefangen und in das Kloster zu Twybecke gebracht wird. Dritter Akt. Sigost von Leutenberg rückt mit einem Heere vor Schmalzeben, um den Achtbefehl des Kaisers auszuführen. Die Bürger rüsten sich zur Gegenwehr; die bischöfliche Partei spinnt Verrat, und Rolf kommt durch die Bosheit eines Nebenbuhlers in den Verdacht, dabei beteiligt zu sein. Rolf verzichtet auf Glück und Liebe und beschließt, im Kampfe für Bürgerrecht und Bürgertreue zu sterben. Die Feinde stürmen das Stadthor, die Katastrophe naht — da stirbt der Bischof von Halberstadt; sein Nachfolger Ernst sendet Friedensboten, die Wogen ebnen sich, man versöhnt sich, die Liebenden kriegen sich, und zur Sühne und gottwohlgefälligem Opfer schenkt Dietrich van Nemen dat bleek achter Hannsen Emmern syn swynstal den Predigermönchen zu Twybecke to eyner dechnisse.

Der Dichter hatte das Festkomitee an seiner Arbeit teilnehmen und hatte vor dessen Augen das Drama entstehen lassen; und das war ein Fehler gewesen. Denn als er das fertige Werk an seine Auftraggeber sandte, kam es in die Hände von Leuten, denen inzwischen auch ein paar Dichtersfedern gewachsen waren, und denen ein Dichtermanuskript nicht mehr heilig war. Man war mit der Arbeit zwar sehr zufrieden, man versprach sich eine große patriotische Wirkung, aber man hätte doch manches gern anders gehabt. Erstens war das Stück viel zu lang; es mußte unbedingt gekürzt werden. Der Herr Rektor, der für seine abgelehnte Seeschlange Rache schnob, betonte dies alle Tage und ging ohne Rotstift gar nicht mehr aus. Zweitens mußte mehr fürs Auge geschehen. Dannehl und Düßem mußten gefesselt über die Bühne geführt, und die Schlußszene mußte ans Stadttor verlegt werden. Man konnte von Meister Giesecke erwarten, daß er eine Kulisse von großartiger Wirkung auf die Leinwand zaubern werde. Drittens mußte eine komische Figur in das Drama hineingebracht werden. Hierzu eignete sich Hannsen Emmern, der als eine Art Hanswurst auftreten, Botschaften bringen und überall Malheur haben konnte. Viertens mußte das Drama noch deutlicher lokale Färbung tragen. Es mußte mehr von Bürgertugend und Bürgersinn die Rede sein. Fünftens mußte Fräulein Emmi, die die Brigitte spielen sollte, ihr allbeliebtes Abschiedslied aus dem Trompeter von Säckingen singen. Wenn Brigitte in der Stadt geblieben und Rolf davongezogen wäre, so hätte das keine Schwierigkeit gehabt, da die Sache aber umgekehrt stand, so waren einige tiefgreifende Änderungen nötig. Der Herr Rektor hielt sich jedoch für durchaus befähigt, diese Änderungen vorzunehmen. Sechstens mußte für Herrn Schneidermeister Krickel eine Königsrolle geschaffen werden. Die unvergleichliche Würde seines Auftretens durfte nicht fehlen. Überdem war ja auch schon ein Königsmantel da, der doch nicht unbenutzt bleiben durfte. Man strich also den Tod des Bischof Albrecht und zitierte den König Wenzel aus Böhmen, ließ ihn als Friedensengel auftreten, alles in Ordnung bringen, die Schmalzleber wegen ihres Bürgerfinns und Todesmuts beloben und ihre Stadt mit Gerechtfamen begaben. Siebentens: Wenn im letzten Akte das Stadttor erscheinen sollte, so konnte man ja eine Stadtsage verwenden, die jeder kannte, von der aber niemand gern sprach. Die Schmalzleber heißen in der Gegend spottweise Beckenstecher. Als nämlich die Stadt im Dreißigjährigen Kriege oder in der Völkerwanderung einmal belagert war und die Feinde das Stadttor herantraten, soll der Vorsteher des Thores gefehlt und ein mit Weißesgegenwart begabter Schmalzleber eine Brotwecke vorgesteckt und so die Stadt gerettet haben. Die Wecke war natürlich nicht zu brauchen, aber nachdem die Bischöflichen an der Stadt Verrat geübt und den Vorsteher beseitigt hatten, konnte Rolf sein Schwert vorstecken und so die Stadt retten.

Alle diese Änderungen wurden freilich nicht auf einmal vorgenommen, sondern im Laufe der Vorbereitungen. Zuletzt sah sich das Drama selbst nicht mehr ähnlich, und das Manuskript sah schauderhaft aus. Aber das schadete nichts. Man hatte seine dreihundert Mark gezahlt und konnte mit seinem Eigentum machen, was man wollte.

Jetzt trat der Herr Oberprediger in Aktion, sehr zur Unzufriedenheit seiner lieben Frau, die leider für nichts Interesse hatte, als was innerhalb ihrer vier Wände lag, und was sich auf sie, auf ihre vier Kinder und deren defekte Kleidungsstücke bezog. — Lieber Ferdinand, sagte sie zu ihrem lieben Manne, wenn du dich doch nicht um solche Dinge kümmern wolltest. Du wirst gewiß noch Ungelegenheit davon haben.

„Ach was, erwiderte Tante Toni, die wohlbeleibte und resolute Schwester des Oberpredigers, wer will ihm denn was thun? Und wenn ich dabei bin, Klara, brauchst du gar nichts zu besorgen, ich sehe zum Rechten, darauf kannst du dich verlassen.“

Also der Herr Oberprediger trat in Aktion, versammelte seine bühnenkundigen Jünglinge und Jungfrauen und verstärkte seine Gesellschaft durch einige würdige Meister und Bürger, die die Ratsherren darstellen sollten, besonders durch Meister Krickel, der die Rolle des Königs Wenzel „kreieren“ und außerdem das gesamte Garderobefach übernehmen sollte, sowie durch Herrn Rentier Schlacke, der ein unübertrefflicher Souffleur war, verteilte die Rollen und begann die Proben, für die Beteiligten das schönste von der ganzen Geschichte.

Während dessen machte sich Meister Giesecke an die Dekorationen. Zu den Kulissen des ersten und zweiten Aktes konnten die Zimmerdekorationen genommen werden, vor denen alle Bühnenverlobungen der letzten zehn Jahre stattgefunden hatten; aber für den dritten Akt mußte eine neue Dekoration, das Stadthor von Schmalzleben darstellend, noch dazu mit beweglichem Thor, angefertigt werden. Meister Giesecke erwog die Sache reiflich und machte sieben Entwürfe, die er jedermann zeigte. Darauf zog er in Nachbar Rübefams Scheune, hängte daselbst seine Leinwand auf und begann mit der Arbeit. Leider schritt diese nur langsam fort, da Meister Giesecke viel Besuch erhielt, und da er jedem Besucher von neuem seine künstlerischen Absichten auseinandersetzen und immer wieder sein Werk vom perspektivischen Hauptpunkte aus durch die hohle Hand und mit geneigtem Kopfe betrachten mußte.

(Schluß folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die deutsche Seemacht vor fünfzig Jahren. Im Mai 1849 erschien aus der Feder des bekannten Marineschriftstellers J. von Wiede in der „Deutschen Vierteljahrschrift“ ein Aufsatz über „Die deutsche Kriegsflotte in ihrer Gegenwart und Zukunft,“ worin die ganze Misere und Ohnmacht der deutschen Nation zu jener Zeit um so deutlicher zum Ausdruck kommt, je begeisterter und hoffungsreicher der Verfasser für die damaligen Flottenpläne eintritt. Es ist nötig, die deutschen Jingopolitiker des *fin de siècle*, die noch vor kurzem in der Samoaangelegenheit Kaiser und Reich der Lässigkeit und der Rückständigkeit in der Machtentfaltung zur See ziehen, mit Vorwürfen überhäufte und ohne Sinn für die Geschichte Deutschlands und ohne jede Kenntnis und Pietät für das, was ohne sie errungen ist, die Wahrung der nationalen Ehre und Macht als Monopol für sich in Beschlag nehmen möchten, ab und zu einmal an das, was war, zu erinnern.

Wiede hatte schon im Jahre 1844 in derselben Wochenschrift, angeregt durch das Gedeihen des Zollvereins, die Einführung einer gemeinsamen Nationalflagge für die Handelsflotte eifrig befürwortet und ebenso im Juni 1848 für die Schaffung einer deutschen Kriegsflotte die Trommel gerührt. „Was wollen wir machen,